

Ammerles Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum
Usinger Kreisblatt

Nr. 12

1916

Kollege Phelps.

Eine Erinnerung von R. Richardson.

(Fortsetzung.)

Mister Sedgwick war jedenfalls der kaltblütigste Flüchtling, der mir jemals zu Gesicht gekommen war, und er mußte aus irgend einem Grunde wirklich ohne erhebliche Sorge um seine Zukunft sein. Darüber, daß er es mir nicht leicht machen würde, hinter sein Geheimnis zu kommen, durfte ich mich keinen Illusionen hingeben, und als ich mich ein paar Minuten später nach allen Regeln gesellschaftlichen Anstandes von ihm verabschiedet hatte, wußte ich in der Tat nicht, ob ich mit meinem Verhalten zufrieden oder unzufrieden sein sollte.

Nun, in jedem Fall war vorläufig noch nichts verloren. Denn daß er mir noch einmal durch die Klappen gehen könnte, hielt ich jetzt, nachdem ich ihn leibhaftig vor mir gesehen, für gänzlich ausgeschlossen.

Es blieb mir nach wie vor die Möglichkeit, ihn verhaften zu lassen, wenn es mir nicht gelang, Klarheit über den Verbleib des augenscheinlich so wohlverbrachten Geldes zu erlangen. Aus mancherlei guten Gründen verzichtete ich darauf, Mister Sedgwicks Rat zu befolgen und ein Zimmer im Manhattanhotel zu nehmen, sondern zog es vor, mich in einem Boarding-house unmittelbar neben dem Bahnhof einzumieten. Als ich meine Brieftasche herauszog, um die übliche Vorauszahlung zu leisten, rißte ich das Zeitungsblatt zwischen den Fingern, und ich vorhin ohne besondere Erwartungen zu mir geholt hatte. Ich stellte fest, daß es die Nummer vom vorgestrigen Tage war, und verschaffte mir ohne Schwierigkeit bei einem Zeitungsverkäufer auf dem Bahnhof ein weiteres Exemplar dieser Nummer. Ich fand ohne weiteres die Anzeige, die in dem anderen fehlte; sie war sehr unscheinbar und lautete: „Lucy! Schön Wetter. Gesund. Große Reisehefnucht. Wann? Wo? Kitty.“

Das war herzlich wenig, und auch ein feinerer Spürsinn als der eines Mannes hätte schwerlich ausgereicht, herauszufinden, welcher Zusammenhang möglicherweise zwischen Lucy, Kitty und Mister Sedgwick bestand. Immerhin ließ ich mich nicht verdrießen, am nächsten Tage, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mein neuer Bekannter noch nicht gereist war, abermals im Anzeigenteil des „New York Herald“ nachzusehen.

Es gereichte mir zu lebhafter Freude, folgendes zu finden: „Kitty! Schöner Sonnenschein. Wohlauf. Quincy-III. Geduld. Zukunft.“

Das war für mich schon erheblich mehr, und ich hegte nicht den geringsten Zweifel, hier einer Korrespondenz auf die Spur gekommen zu sein, die zwischen Mister Sedgwick und irgend einem männlichen oder

weiblichen Vertrauten durch die gefällige Vermittlung des „New York Herald“ geführt wurde. Ließ sich mit dieser Feststellung für den Augenblick auch noch nichts anfangen, so konnte sie doch in der Folge sehr wertvoll werden, und ich amüsierte mich im stillen über die Bestätigung des alten Erfahrungssatzes, daß auch der schlaueste Verbrecher immer irgend eine Dummheit begeht, wie sie dem geriebenen Mister Sedgwick passiert war, als er das durch den Ausschnitt verdächtig gewordene Zeitungsblatt in den Papierkorb warf, statt es zu verbrennen.

Im übrigen verlief dieser Tag ebenso wie der folgende ohne ein bemerkenswertes Erlebnis. Ich hatte zweimal das Vergnügen, Mister Sedgwick auf den Spaziergängen zu begegnen, mit denen er sich gleich mir die Langeweile zu vertreiben schien, und wenn wir einander auch nicht grüßten, so blinzelte er mir doch jedesmal freundlich und verheißungsvoll zu, wie wenn er sagen wollte: „Gedulden Sie sich nur noch ein klein wenig. Es ist alles in schönster Ordnung.“

Und daß er mich in der Tat nicht vergessen hatte, bewies mir nach

Verlauf dieser achtundvierzig Stunden folgende Anzeige im „New York Herald“: „Kitty! Leichter Nebel. Vorsicht. Send sofort sechs Bl. Quincy-III. postl. Wortlos. Lucy.“

Nun glaubte ich mich schon einigermaßen auf die Deutung dieser geheimnisvollen Sprache in Einzelwörtern zu verstehen. Ich übersetzte sie folgendermaßen: Kitty — das war der — oder noch wahrscheinlicher die, die das gestohlene Geld in Verwahrung hatte. Der leichte Nebel wurde vermutlich durch meine eigene unbedeutende Person verursacht. Die Mahnung zur Vorsicht war ohne weiteres verständlich. Die sechs Blätter, die unverzüglich postlagernd Quincy abgesandt werden sollten, ließen sich unschwer als ebensovielen Tausenddollarnoten deuten. Und sie sollten „wortlos“ geschickt werden, damit kein verräterischer Begleitbrief dem Empfänger oder dem Absender verhängnisvoll werden könnte. Da die Anzeige dem, für den sie bestimmt war, sofern er sich in New York aufhielt, schon gestern zu Gesicht gekommen sein mußte, ließ sich bereits für den heutigen Tag das Eintreffen des Geldes erwarten, und wenn das Zutreffen dieser Vermutung mir die Bestätigung dafür gab, daß meine Erwägungen richtig gewesen waren, durfte ich nicht länger mit der Ausführung des Planes zögern, der mir bei meinen Zeitungsstudien gekommen war.

Für alle Fälle sandte ich sofort einen ausführlichen Bericht an meinen Chef ab, der ihn von meinen bisherigen Erfolgen wie von meinen weiteren Absichten in Kenntnis setzte. Ich fügte zur Verdeutlichung derselben den Entwurf einer kleinen Anzeige bei, die unverweilt für die nächste Nummer des „New York Herald“ aufgegeben werden sollte. Sie war ganz im Stil der bereits bekannten abgefaßt und hieß: „Kitty! Wieder Sonnenschein. Komme sofort Quincy. Alle Blätter mitbringen. Lucy.“



Österreichisch-ungarische Patrouille im Neuschnee eine Hochfläche in den Dolomiten überschreitend.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Natürlich ließ ich das Schreiben als Eilbrief abgehen und stellte am Schluß eine etwa nötig werdende Ergänzung meiner Dispositionen durch den Telegraphen in Aussicht. Dann begab ich mich auf meinen gewöhnlichen Spaziergang und hatte die Freude, in unmittelbarer Nähe des Postgebäudes auf Walter Sedgwick zu stoßen, der mich auch diesmal nicht grüßte, mir aber im Vorbeistreichen juraunte: „Kommen Sie heute abend zu mir.“

Er würde mir dabei vielleicht etwas weniger liebenswürdig zugewandt haben, wenn er gewußt hätte, daß ich noch in der nämlichen Stunde an die Direktionsagentur Maltrecks in New York telegraphierte: „Sendet sofort Walter Phelps. Erwarte ihn morgen mittag Bahnhof Emittelle-Bülow. Richardson.“

Von meiner abendlichen Unterhaltung mit Walter Sedgwick ist nicht viel zu berichten. Es waren ein paar recht gemüthliche Stunden, die ich mit ihm verlebte, und unser Gespräch dehnte sich bei solchen Pläuschchen Scherz fast bis gegen Mitternacht aus. Die fünfhundert Dollar in fünf schönen neuen Notizen hatte er mir mit der freundschaftlichen Bitte eingehändigt, ohne eine Empfangsbekräftigung zu verlangen, und er hatte dabei sogar die Hoffnung ausgesprochen, daß mir von meinem Chef die Restschonung trotz meines Mißverhaltens anständig vergütet werden würde.

Wegen Wyndham, Potter & Co. brauchen Sie sich übrigens weiter keine Gewissensbisse zu machen,“ hatte er beruhigend hinzugefügt. „Für die ist das nur eine Bagatelle, und Sie dürfen mir glauben, daß Sie ihnen gar keinen schlechteren Dienst hätten erweisen können, als wenn Sie mich verhaftet hätten.“

In dem Augenblick, als er das sagte, zu sorglosem Plaudern gestimmt durch den Scherz und die Aussicht auf einen fröhlichen Abschluß seiner bisher etwas anstrengenden Reise — in diesem Augenblick schwebte die lächelnde Heulgeißel der Mähndrüse greifbar nahe an mir vorüber.

Aber das Schicksal hatte mich mit Blindheit geschlagen. Ich sah sie nicht und konnte darum auch nicht auf den Einfall kommen, sie an einem katternden Gewandknäuel festzuhalten. Nur meine erschöpften fünfhundert Dollar lagen mir im Sinn und die Sorge, ob es mir auch glücklich gelingen würde, sie zu erwischen.

Oh, Phelps, du feiner Mensch und Vorkenner, wie viel schlauer warst du doch als ich!

Aber ich will nicht vergehen.

Als die Geisterstunde nahte, sagten wir einander lebe wohl, und wir taten es wie zwei gute alte Bekannte, die in Kleinigkeiten kein Hehl voreinander haben. Während ich beiläufig erwähnte, daß ich am nächsten Morgen eine kleine Vergnügungstour nach dem Westen anzutreten gedächte, um mich während der verordneten vierzehn Tage, die bis zu meiner Rückkehr nach New York vergehen mußten, an irgend einem netten Orte ein bißchen zu amüsieren, teilte mir Walter Sedgwick mit, daß er noch ein paar Tage in Quincy zu bleiben beabsichtige, wo er in einer Woche schon drei Pfund an Gewicht zugenommen habe und dessen Klima er darum für besonders zuträglich halte.

„Kein Magen ist nämlich etwas Schwach,“ meinte er. „Und wenn man eine längere Exzesse abtreten will, tut man gut, ihn vorher in gelbigen Stand zu setzen.“

Worin ich ihm natürlich nur beistimmen konnte, um so mehr, als diese liebevolle Sorge für seine Gesundheit durchaus meinen eigenen Wünschen entsprach.

Er mußte wirklich Erfallen an mir gefunden haben, der ehemalige Kassierer von Wyndham, Potter & Co., denn er hatte die Aufmerksamkeit, am nächsten Morgen zu einer letzten Verabschiedung auf den Bahnhof zu kommen.

Ich hatte ihn natürlich gleich in einem dunklen Winkel neben dem Bahnhofsgebäude bemerkt; aber ich gab mir den Aufsehn, ihn nicht zu sehen, und verlangte mit höflich-leiser Stimme eine Kofferkarte nach einer ziemlich weit entlegenen westlichen Station. Erst nachher begrüßten wir uns, um einander zum letzten Male



Reges Leben im Delgrader Hafen nach der Einnahme der Stadt: Ausladen von allerlei Kriegsmaterial.

Wien. Westlicher (Hauptstadt) - (Hauptstadt) u. d. d.

Zu unseren Bildern.

Deutsches Marine-Luftschiff wehrt den Angriff feindlicher Flieger ab. — Auch der amtliche Bericht über den letzten Angriff eines Marine-Luftschiffes auf England in der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar meldete wieder: „Die Luftschiffe wurden von allen Seiten aus Luft beschossen, aber nicht getroffen. Einnähe Luftschiffe sind von der starken Gegenwehr weithin zurückgetrieben.“ Und dann kamen in der englischen Presse wieder die Klagen und Vorwürfe über das Verhalten des englischen Luftschiffes, wie sie jedem Zeppelinangriff folgen. Immer gelingt es den deutschen Luftschiffen und den deutschen Fliegern, nahe an die Ziel heranzukommen, die englische Flieger zur Flucht aufzulockern. Und sie vermögen doch den Luftangriff so richtig abzuwehren, daß sie das angegriffene Gebiet vor Schaden bewahren. So fordern nach jedem Zeppelinangriff die englischen Zeitungen energische Maßnahmen, um eine Wiederholung unbedingt zu machen. Ähnlich ist es bei den Zeppelinangriffen auf Paris. Französische Zeitungen mußten angeben, daß die französische Luftschiffahrt den deutschen nachstehe.

Mannigfaltiges.

Ein Schlangenkampf. — In einem schwedischen Gewittertage setzten wir, mein Freund und ich, von einem Ausfluge zurück, der uns tief in die Einsamkeit des Waldes geführt hatte. Wir schritten gerade durch eine Lichtung, als das unvorstellbare Klappern einer Schlange uns zum Stehenhalten veranlaßte, und ein paar Minuten darauf sahen wir, wie ein furchtbare Kampf zwischen zwei Lebewesen, einer schwarzen Ratte und einer Klapperschlange, seinen Anfang nahm. Diese beiden Glieder der Familie der Schlangen sind unerbittliche Feinde, zwischen ihnen gibt es keine Freundschaft und keinen Verkehr, ja nicht einmal eine beinahe neutrale. Krieg bis aufs Messer ist das Gesetz bei ihnen, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortplant. Trotzdem die schwarze Ratte kleiner ist als die Klapperschlange, ist sie ihr doch ein furchtbare Feind, und da Klugheit und Tölpel der besten Kraft und Stärke stets überlegen sind, so geht es aus diesem Kampfe gewöhnlich als Sieger hervor. Schon aus großer Ferne scheint sie die Klapperschlange zu warnen, und nicht eher ruht sie, als bis sie eine vorteilhafte Stellung gefunden hat, aus der sie mit einem plötzlichen Stoß auf ihren blutenden Feind herabspringen kann.

Wir hatten die schwarze Ratte nicht eher bemerkt, als bis sie nach dem Heft der Klapperschlange schielte, auch konnten wir später nicht ermitteln, wie sie sich ihr so toll kommen unbemerkt hatte nähern können. Ihre Fähigkeit, sich so still, so heimlich, so leicht zu bewegen, gibt dieser Ratte jedenfalls einen ungeheuren Vorteil über ihren Feind. Hat erst die schwarze Ratte den Heft der Klapperschlange gepackt, dann läßt sie in der Regel nicht eher los, als bis ihre Gegnerin tot ist; ist sie aber das nicht gelungen und die beiden begegnen sich im offenen Kampfe, dann kann man mit eben so großer Sicherheit annehmen, daß der Klapperschlange über die Ratten zum Siege verhelfen werden.

In unserem Falle glückte der Ratte ihre eigene, und als sie ihren Gegner erst an der Kehle gepackt hatte, hielt sie auch daran fest. Mit einer Wut, die manchmal furchtbar mitleidig war, wand und schüttelte, rollte und wälzte sich die Klapperschlange in Lebensnot. Sie sprang in die Luft, schwebte und drückte sich, sie zwang ihre Gegnerin auf den Boden, wälzte sich auf sie und über sie — aber alles war umsonst. Die schwarze Ratte lag fest. Durch nichts war sie abzuschütteln, durch nichts ließ sie sich zwingen, ihre Beute auch nur einen Augenblick loszulassen. Das hatte sie auch den sicheren Tod für sie bedeutet. Und so hielt sie ihr Opfer mit einer Fügigkeit fest, die nur ihrem Hass gegen ihren Feind feindlich war.

Dieser Kampf auf Leben und Tod setzte sich anderthalb Stunden fort, ohne daß eine auch nur minutenlang Pause eingetreten wäre, oder daß einer der beiden Kämpfer ein Zeichen von Schwäche oder Ermattung hätte merken lassen. Dann aber schienen die Kräfte der Klapperschlange nachzulassen. Ganz plötzlich rollte sie sich zusammen und lag still da, als wollte sie sterben. Ob das aus Erschöpfung geschah, oder ob es nur eine Tölpel war, darüber waren wir uns nicht ganz klar. Wir waren gerührt, es für eine Folge ihrer Ermattung zu halten. Die Ratte legte sich neben ihr Opfer hin, mit ihrem Schnauze aber hielt sie den bereits fast verletzten Heft des Gegners fest gepackt.



Der Tod der Ratten, der sogenannte „Wut- und Eisenberg“, in den Delomiten. (Phot. Photograph, Berlin.)



Deutsches Marine-Luftschiff fliegt ab. (Nach einer Aufnahme.)

die Hände zu schütteln. Es war nämlich in der Nacht, als ich habe Walter Sedgwick jenen Morgen nie wiedergesehen. — Emittelle ist auf der Straße nach New York, vier oder fünfte Station hinter Quincy, mußte noch ein paar Stunden auf dem Bahnhof warten, ehe Walter Phelps mit einem von den kommenden Zügen eintraf. Er ist ein kleiner, dünner Mann, der mir kaum bis an die Schultern reicht in seinem kurzen, stämmigen Körper. Er trägt einen roten, und er braucht sich nicht zu verstecken, es im Notfall mit vier oder fünf Personen. Er war auf mein Telegramm sofort abgereist, ohne zu wissen, um was sich's handelte. Mein Brief konnte ja erst heute in New York eintreffen. (Fortsetzung folgt.)

Als nach einer Weile die Klapperschlange merken mochte, daß ihre List nicht geglückt war, sprang sie plötzlich empor, nahm den Kampf mit der Kraft, die ihr die Verzweiflung gab, wieder auf und setzte ihn trotz zunehmenden Kräfteverlustes eine ganze Zeitlang tapfer fort, dann aber wurden ihre Versuche, den Gegner abzuschütteln, immer schwächer, und etwa zwei Stunden, nachdem der Kampf begonnen, gab ihn die Klapperschlange auf. Sie legte sich hin, um zu sterben, und dieses Mal war es keine Finte. Zehn bis fünfzehn Minuten dauerte es noch, dann hauchte sie ihr Leben aus. Aber auch jetzt noch hielt die Natter sie fest gepackt, und erst als der Körper der Klapperschlange steif zu werden anfang, zog sie ihre Zähne aus dem Halse des unglücklichen Opfers.

Die Tragödie war nun zu Ende. Der Sieger begann jetzt damit, den leblosen Körper des Gegners zu dehnen und zu strecken, daß er jede Falte und Runzel auf seiner schuppigen Oberfläche glättete. Welche Absicht die Natter dabei verfolgte, ahnten wir nicht. Noch größer wurde unser Staunen, als wir jetzt bemerkten, daß die Natter den Körper der toten Klapperschlange von einem Ende zum anderen, von der Nase bis zum ausgestreckten Schwanz, beleckte und seiner ganzen Länge nach auf ihm ihren Speichel in parallelen Reihen zog. Von den Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, schillerte dieser in allen Farben des Regenbogens, so daß wir unsere Blicke nicht davon wenden konnten. Etwa zehn Minuten lang fuhr die Natter mit diesen Vorbereitungen fort, bis sie vier oder fünf Striche mit ihrem Speichel gezogen hatte, die wie seidene Bänder aussahen, die in horizontaler Richtung vom Kopfe bis zum Schwanz der toten Schlange gelegt waren. Dann richtete sich die Natter auf, kroch jetzt zu Häupten ihres Opfers und betrachtete es ruhig. Zum erstenmal trat in ihre verschwommenen kleinen Augen ein Blick der Befriedigung. Und dann riß sie ihr Maul so weit auf, als sie konnte, ließ den ganzen Kopf der toten Klapperschlange darin verschwinden, dann schluckte und drückte und würgte sie, ruhte sich ein bißchen aus und drückte und würgte und schluckte wieder, und so ging das weiter, bis sie schließlich den ganzen Körper der Schlange, der größer als sie selber war, in ihrem Schlunde untergebracht hatte. Als noch die Spitze des Schwanzes aus ihrem Maule hing, kroch sie in das Gestrüpp und von da wahrscheinlich nach einer Wasserpflanze, um hier ein paar Monate lang im süßen Nichtstun ihr üppiges Mahl gehörig zu verdauen. [3. C.]

Die Photographie in der Kriminalistik. — Mannigfaltig sind schon die Anwendungen der Photographie im Dienste der Polizei: das Verbrecheralbum, die Daktyloskopie und andere Einrichtungen, bei denen die Photographie beteiligt ist, leisten bei der Festnahme und Überführung der Verbrecher gute Dienste. Weniger bekannt dürften die Anwendungen der Photographie in jenen Fällen sein, wo es sich darum handelt, mittels der hohen Empfindlichkeit der photographischen Platte für Farbenunterschiede einen unserem Auge nicht sichtbaren Umstand festzustellen, um einen überzeugenden Beweis zu schaffen.

Es sollen zum Beispiel auf einem mit Seife gewaschenen Taschentuch etwa vorhandene Blutüberreste aufgefunden werden. Eine chemische Untersuchung würde nicht zum Ziele führen, da man nicht weiß, an welcher Stelle des Tuches das Blut sich befinden kann. Aber die photographische Aufnahme durch ein dunkelblaues Filter hindurch zeigt, wenn das Tuch wirklich mit Blut befudelt war, deutlich Flecken an, die nun chemisch geprüft werden können.

In einem anderen Falle wurden bei einer Hausdurchsuchung in der Wohnung eines der Banknotenfälschung Verdächtigten mehrere frisch abgeschliffene Lithographiesteine gefunden. Die gewöhnlich angewendeten Verfahren zum Herausheben alter Zeichnungen auf Lithographiesteinen blieben vollständig ergebnislos. Aber die Photographie in Verbindung mit einer chemischen Behandlung der Steine machte die Banknotenzeichnung dem Auge sichtbar.

In einer öffentlichen Bibliothek entdeckte man, daß aus einem kostbaren Werke ein Kupferdruck herausgerissen worden war. Der Dieb hatte aber das Seidenpapier, das als Schutzblatt über dem Kupferdruck lag, im Buche belassen. Niemand konnte sich erinnern, was das entwundene Bild dargestellt

hatte, und so blieb schließlich nur der Versuch übrig, das verschwundene Bild mit Hilfe der Photographie auf dem Schutzseidenpapier wiederherzustellen. Eine Aufnahme mit Blaufilter und Verstärkung der Kontraste durch

und nach durchgeföhrt wurde von Diapositiven und führte zum Ziel. Das Druckerfchwärze war nicht weise in das Seidenpapier drungen und hatte dort der Zeit durch Drucken ganz schwache, dem bloß unsichtbare Gelbfärbung gerufen, die die gesuchte nung darstellte.

Mit Zuhilfenahme der graphie werden nunmehr Bleistiftspuren auf papieren, Stempelspuren misch gewaschenen Papier unsichtbare Tintenabdrücke unbesugte Öffnen eines umschlage, Schriftzüge kohltem Papier und unzweifelhafter Weise erkennbar gemacht.

Kann ein Gefängnis denken? — Um auf häufig gestellte, aber ineffante Frage eine finden, ließ sich der belgische Maler Wierz, der Wierz-Museum in Brüssel mal zehn Minuten vorrichtung in unmittelbarer des Schafotts in den Schlaf versetzen, um Delinquenten durch Zuhilfenahme der Photographie identifizieren. Er empfing eine dunkle, unbedruckte und zuckte als der tödliche Streich ihm wie ein Blitz folgendem Donner über eine Frage des Gefängnis sagte er, daß der Gefängnis noch denke und fühle der die Umstehenden sehr seßliche Qualen litt, einziger Wunsch nur Freiheit sei. „Ob, gib mir rief der Hypnotisierte Minuten noch aus. drei Minuten trat die Aussage der Tod ein verfiel nach diesem Experiment in eine

Krankheit. Nach seiner Genesung malte er ein Bild: „Gedanken eines vom Rumpfe getrennten Hauptes“, das noch heute in dem Wierz-Museum zu sehen ist.

Scharade. (Dreißig.)

Die ersten sind ein weiblich Wesen,
Nagst du sie vor- und rückwärts lesen.
Halls du zu Liebe gehst der dritten,
Dann sei besonnen, muß ich bitten,
Und willst du wohl sie überwinden,
Vas ja dich gut bestielet finden.
Auch derben Stoffs woll' nicht vergessen,
Und such das Ganze nicht in Hesse,
Doch sicherlich im Sachsenland
Wacht es dir eine Stadt bekannt.

Auflösung folgt in Nr. 13.

Versteckrätsel.

Zu meinem Worte sprach der junge Mann:
„Ach, näh mir doch den Knopf hier an!“
Wo der ihm fehlt? Ob ihr's entdeckt?
Das Kleidungsstück im Worte liegt versteckt!

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösungen von Nr. 11:

des Romanus: Schlag;
des Rätsels: Ruhe, Truhe.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Karl Theodor Senger in Stuttgart,
und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Des

Landmanns Wochenblatt.

Allgemeine Zeitung
für Landwirtschaft und Gartenbau.

Gratisbeilage zum Hüniger Kreisblatt.

1916.

— Jeder Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes wird gerichtlich verfolgt. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) —

Wägen und Wegezustand.

Von E. L. in W.

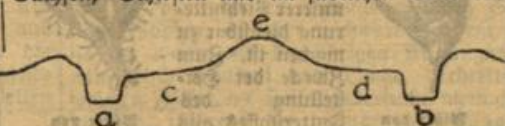
Wägen und Wegezustand. Die verschiedenen Arten der Anspannung stehen im engsten Zusammenhang. Wenn sie den an sie zu stellenden Anforderungen entsprechen, so dem Fuhrwerkshalter mancherlei über den Wert gut gehaltener Wege zu wollen, wäre tatsächlich über ebenso wäre es die Betrachtung einer verständigen Anspannung. Aber an dieser Stelle auch nicht von im allgemeinen die Rede sein, sondern lediglich versucht werden, wenigstens eines Teiles der für die Einspanner- und ihre Beziehungen zu der nicht chauffierten Figur 1. Querschnitt eines Weges, auf dem die Einspannerpferde an der Seite gehen.

Erörterungen dieser Art notwendig um so mehr am Platze, insofern der Weltkrieges eingetretene Verbrauch an Pferden schon zu einem fühlbaren Mangel daran geführt hat, der schwer betroffen hat. Die wird sein, daß während der nächsten einspannigen Jahren notgedrungen zunimmt. Es liegt also jetzt vor, und der gegebene Zeitpunkt, mit der alten und neuen Lösung kurzer Hand auf diese Angelegenheit in dem ganzen Staat günstigen Einfluß zu regeln.

Der Schnitt des Fuhrwerks bestehen im Vaterlande bekanntlich ziemlich verschiedene. Man denke nur an die von Kummert und Brustblatt, die in den verschiedenen Gebieten durch eine vielfache Linie abgegrenzt werden. Ferner die zweirädrigen und vierrädrigen Arten, des ersteren, des sogenannten rheinisch-westfälischen Flachlandes, im übrigen Deutschland. Die auf diesen verschiedenen finden sich aber bei der Anspannung, mit welcher wir uns beschäftigen wollen.

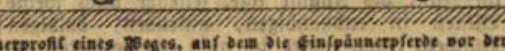
Der Unterschied besteht in der Anspannung der Mitte des Wagens oder der Längsmittellinie, und zwar meist in der Mitte. Eine weitere Verschiedenheit besteht in der Verwendung der Schere (Gabel) der Deichselstange. Das einspannige Fuhrwerk stellt wohl die primitivste Art der Anspannung dar. Auch bei der Schere wird sowohl vor der als auch hinter der Mitte gefahren.

Die Verschiedenheiten beim Einspannerfuhrwerk treten ebenfalls gegendweise in die Erscheinung. Von kleineren Abweichungen abgesehen, ist das Fuhrwerk an der Seite in Süddeutschland, Thüringen und östlich der Elbe zu Hause, während Rheinland, Westfalen, Hannover, Hessen-Nassau und wohl auch die nördlichen Teile der Provinz Sachsen vor der Mitte fahren. Überall, wo einspannig an der Deichselstange gefahren wird, also in Süddeutschland, Thüringen, Sachsen, Schlesien und im südlichen Teile der



Neumark, wird notgedrungen an der Seite angepannt. In den anderen Teilen Norddeutschlands östlich der Elbe ist die Schere aber so angebracht, daß das Pferd im linksseitigen Hufschlag geht.

Die verschiedenen Arten der Anspannung stehen zum Teil im ursächlichen Zusammenhange mit den Bodenverhältnissen und den daraus sich ergebenden Wegezuständen, dann spielen auch



Herkommen und Gewohnheit dabei eine Rolle. Ein Interesse hat die einspannige Anspannung hauptsächlich nur für das Flachland der nordöstlichen Provinzen mit ihren noch in der Mehrzahl vorhandenen unausgebauten Landstraßen, welche zum Teil selten, zum Teil nie in genügender Weise gebessert werden. Auf diesen sogenannten Landstraßen liegen zwei oder mehr Fahrbahnen mit tief eingeschnittenen Geleisen nebeneinander. Alle Fuhrwerke müssen genau spuren, damit ihre Räder in die Geleise passen. Mehrere verschiedene Spurweiten gibt es daher in der norddeutschen Tiefebene nicht. Weil mehr als einspannig gefahren wird, liegen zwischen den Radspuren zwei Hufschläge, und zwischen diesen ragt ein mehr oder weniger hoher Kamm empor. Das Querschnitt zeigt daher das Bild in Figur 1, wo a, b die Geleise, c, d die Hufschläge und e den Kamm bedeuten. Der letztere wird auf freierem Boden mit der Zeit ziemlich fest, da er mit Gras und anderen Pflanzen bewächst. Das an und für sich einzig richtige Fahren vor der

Mitte wird auf derartigen Wegen zur Unmöglichkeit oder gar zur Unmöglichkeit, weil ein Pferd nicht dauernd auf dem Balken balancieren kann, und sich in der Regel auch nicht darauf halten läßt. Läuft aber das vor der Mitte des Wagens ziehende Pferd in einem der Hufschläge, so befinden sich die Räder außerhalb der Geleise und es ist dann mit Ladung kaum fortzukommen, da die Räder im weichen Boden tief einsinken. Welche Höhe die zwischen den Hufschlägen liegenden Balken oft erreichen, erfährt Schreiber dieser Zeilen auf verschiedenen Wegen in der südlichen Neumark, auf denen die Vorderachse des Wagens stellenweise den Boden berührt. Daß das Vorhandensein derartigen Dämme die Wegsamkeit eines Verkehrsweges erheblich beeinträchtigt, liegt auf der Hand. Man vergegenwärtigt sich nur das beim Ausweichen notwendige Verlassen eines Fahrgeleises durch ein schwerbeladenes Fuhrwerk. Schon das Herausziehen aus den Geleisen erfordert eine vermehrte Kraftaufwendung, die indes vervielfacht werden muß, wenn die Räder der linken Wagenseite den Kamm durchbrechen oder überfahren. Bei Frostwetter wird das Ausweichen oftmals geradezu zu einem gewagten Unternehmen, und häufig genug gibt es dabei Stöße an Wagen und Geschirren.

Alle diese Nachteile fallen in jenen Gegenden fort, wo das Pferd vor der Mitte des Wagens vorgepannt ist. Der Zustand der Wege ist bedeutend besser, denn die Einspanner lassen den widerwärtigen Balken nicht auskommen. Es liegen hier drei Hufschläge zwischen den Geleisen, und der Weg zeigt das Querschnitt Figur 2, worin wieder a und b die Geleise bedeuten. Die Fahrbarkeit eines solchen Weges wird aber in noch besserem Zustande erhalten durch den Umstand, daß besonders die Einspannerpferde nicht an den schmalen, zwischen Geleise und Balken liegenden Hufschlag gebunden sind. Sie pendeln daher mal hinüber und herüber, und da der Wagen diese Bewegung zum Teil mitmacht, werden die Geleise breiter und flacher.

Merkwürdigerweise gibt es hier im Osten auch einzelne Landstriche, in denen die Einspanner vor der Mitte anspannen, z. B. in Teilen des Warthe- und Nehebruchs und angrenzenden Posenischen Gebiets. Wie sich dieser verständige Zustand hier herausgebildet hat, ist mir nicht bekannt. Die Wege zeigen aber in diesen Gegenden den eben geschilderten Zustand, und ich habe Wege gefunden, die tennenartig eben waren. Daß ein solcher

Begegnung für den gesamten Fuhrwerksbetrieb von größtem Vorteil ist, läßt sich nicht bestreiten. Wer schon einmal die Szenen und Vorgänge beobachtet hat, die sich beim Begegnen zweier schwer beladener Fuhrwerke in ein und demselben Geleise abspielen, weiß ein Lied davon zu singen. Keiner der Fuhrleute will dann ausweichen, jeder erwartet, daß der andere dies tue, dann halten sie still, beschimpfen und bedrohen sich gegenseitig und meist siegt das Recht des Stärkeren, womit dann oft genug die Notwendigkeit verbunden ist, daß das schwächere Gefährt mit vieler Mühe Platz machen muß. Auch die Instandhaltung der Straßen und Wege wird verbilligt und erleichtert, wenn das Fahren der Einspänner vor der Mitte gesetzlich verordnet würde.

Aber nicht nur dem Zustande der Wege, den Fuhrwerksbesitzern und Pferden, sondern auch den Wagenbauern (Stellmachern, Schmieden) würde mit einer behördlichen Regelung der einpferdigen Anspannung gedient sein. Eine gerade gebaute Schere vor der Mitte des Wagens anzubringen, ist keine schwierige Sache, aber die Schere mit der Zugvorrichtung seitlich der Längsmittellinie des Wagens derart zu befestigen, daß der Wagen beim Zuge genau, also ohne anzukanten, die Geleise hält, ist immerhin eine knifflige Aufgabe, bei der Probieren über Studieren geht. Es ist merkwürdig, daß dieser Gegenstand in unserem Staate, wo man doch alles bis in die kleinsten Einzelheiten regelt, noch nicht durch behördliche Anordnungen einheitlich geordnet ist.

Wenn man ganz absteht von der wichtigen Aufgabe der ländlichen Verwaltungsbehörden, der guten Wegsamkeit ein lebhaftes Interesse zuzuwenden, so bleibt noch die Vermeidung jener Unzuträglichkeiten ins Auge zu fassen, die sich dort ergeben, wo Landstriche, in denen an der Seite gefahren wird, mit solchen grenzen, wo die Einspänner vor der Mitte fahren. Das ist unter anderem auch in der Umgebung der größeren Städte der Fall, in denen doch alle Einspänner vor der Mitte fahren. Kommen solche Fuhrwerke auf die schlechten Wege jener Gegenden, in denen infolge der seitlichen Anspannung hohe Balken die Wegemitte bilden, so ergeben sich für das Fortkommen große Schwierigkeiten. Die Benutzung leichter zweirädriger Fuhrwerke, welche gemeinhin mit dem nicht immer richtigen Namen „Dogkarl“ bezeichnet werden, hat in den letzten Jahren erheblich zugenommen. In diesem Wagen geht das Pferd in der Regel vor der Mitte. Auch der Verwendung des Zweirades setzt der Zustand der meisten östlichen Landwege große Schwierigkeiten entgegen. Einzelne Wagenbauer haben diesem Mißstande durch eine nach der linken Seite verschobene Anbringung der Scherbäume abzuhelfen versucht. Es wird damit erreicht, daß das Pferd im linksseitigen Fußsichlage und die Räder im Geleise laufen; aber die Einrichtung sieht sehr ungeschicklich aus und entstellt das ganze Fuhrwerk.

Falls der Einwand erhoben werden sollte, daß die vor der Mitte fahrenden Fuhrwerke in der Minderzahl seien, so müßte man dagegen geltend machen, daß darin kein Grund dafür erblickt werden könne, eine Wendung zum Besseren hintanzuhalten.

Vielleicht könnten auch Bedenken laut werden gegen die praktische Durchführbarkeit der hier behandelten Frage. Ich höre schon die Bemerkung, daß in solchen Gegenden, wo hauptsächlich Zweispänner verkehren, der Balken sich stets von neuem bilden würde. Dagegen erlaube ich aber aus eigener Erfahrung, daß eine derartige Bemerkung jeder Grundlage entbehren würde. Wenn auf einem Wege, der dauernd zweispännig befahren wird, auch nur wöchentlich einmal ein vor der Mitte fahrender Einspänner verkehrt, so kommt der Balken nicht zur Entwicklung.

Das Verlangen nach einer Verbesserung und einheitlichen Regelung des einpferdigen

Fuhrwerksbetriebs hätte heute, ganz abgesehen von den eingangs erwähnten Folgen des Krieges, eine bedeutend höhere Berechtigung wie noch vor einigen Jahrzehnten. Eine Statistik über die Anzahl der vorhandenen Einspänner würde gewiß ergeben, daß sie sich gegen früher verdoppelt und verdreifacht haben. Der Grund für diese Erscheinung ist wohl in dem Steigen des Wohlstandes, der unzählige kleinere Geschäftsleute zur Anschaffung von Pferd und Wagen veranlaßt, dann aber auch in der unglückseligen Anschaffung und Parzellierung größerer Wirtschaften zu suchen.

Jedenfalls ist heute mehr denn je die Forderung der behördlichen Regelung berechtigt, und diese könnte mit den wenigen Worten: „Alle Einspänner haben vor der Mitte des Wagens anzuspännen“ ausgedrückt werden. Die Vorteile würden sich sehr bald bemerkbar machen.

Heidekraut.

Von Paul Gräbner.

Die Futterknappheit nötigt dazu, solche einheimische Futtermittel nutzbar zu machen, die früher nicht in Frage kamen. Von Interesse dürfte es sein, darauf hinzuweisen, daß auch Heidekraut zur Fütterung an Pferde, Kühe und Schweine verwendet werden kann. Da die Heidekrautblätter, eine Schale der Kanneburger Heide, nach dauernd von Erica nahen war es naheliegend, zu untersuchen, ob dieselbe nicht auch als Futter für diese Tiere dienen könnte. Untersuchungen haben denn auch ergeben, daß die Erica mit dem Eintritt des Winters nicht ihren Nährwert verliert, vielmehr den ganzen Winter über geerntet werden kann, so daß sie auch jetzt noch unserer Viehfütterung dienlich zu machen ist. Zum Zwecke der Herstellung des Futterstoffs aus Erica tetralix wird



Blüte von Calluna vulgaris.



Blüte von Erica tetralix.

dieses gemäht, an der Luft getrocknet, wobei es einen Schwimprozeß infolge eigener Erwärmung durchmacht und dann in eigens dazu eingerichteten Mühlen gemahlen. Das so erhaltene Mehl gilt als zur Verfütterung an Pferde, Kühe und Schweine geeignet. Zur Gewinnung des Futterstoffs darf aber nur die gewöhnliche, allgemein bekannte auf trockenem Boden wachsende und durch ihren holzigen Stamm mit vielen Ästen und Zweigen, an denen fahnenartig die Blüten und Früchtchen hängen, kenntliche sogenannte Besenheide (Calluna vulgaris) verwendet werden. Die Sumpfheide (Erica tetralix), die nur ganz kurze, dünne, grau behaarte Zweige mit drei bis vier im Querschnitt stehenden Blättern besitzt und im Juni bis August rote, seltener auch weiße Blüten in endständigen, nickenden, doldigen Büscheln trägt, eignet sich nicht zur Verfütterung. Abgesehen davon, daß die Besenheide auch dem menschlichen Genuß dienlich zu machen, indem sie sich zur Herstellung eines guten Tee-Ertrages eignet. Der mit kochendem Wasser bereitete Aufguss des Heidekrautes (ein Teelöffel auf eine Tasse) ist von bläulichgelber Farbe, schwachem Geruch und hat zusammenziehendem Geschmack. Mit ein bis zwei Stückchen Zucker auf die Tasse gesetzt, ist der Aufguss ein angenehmes Getränk. Auch mit Milchzusatz soll der Geschmack angenehm sein. Da das Heidekraut in großen Mengen vorkommt, leicht zu sammeln und zu trocknen ist, läßt es sich billig auf den Markt bringen. Beim Einsammeln lege man Wert darauf, daß die roten Blütenhüllen mitgesammelt werden, weil dadurch der Tee ein gefälligeres Aussehen erhält. Der Heidekrauttee ist nicht nur den anderen Erntemitteln für Tee, wie Brombeer- und Erdbeerblättern, im Geschmack überlegen, sondern stellt auch ein sehr belohnendes Getränk dar. Schon aus dem Altertum her ist die Erica als Volksheilmittel bekannt. Dabei ist zu betonen, daß der Heidekrautausguss keineswegs an eine Arznei erinnert, wie dies bei Kamillen- und Lindenblütentee der Fall ist.

Kleinere Mitteilungen.

Störrische Zugochsen wollen sich bei Beschlüssen auflegen lassen und sind nicht zu bringen. Solchen Tieren muß Beschlüß eine Woche lang im Stall ausgesetzt werden. Wenn sie sich bald widersehligen, wird dann bald geschlachtet und bald werden sie sich auch an der Wöhrnen. Auch künftige Tiere verlieren sich, wenn sie im Stalle an das Beschlüß werden. Im Sommer läßt sich dieses am besten beim Weidgang anwenden, dann aber das Beschlüß so befestigt, daß keine Verwicklungen vorkommen und eintreten kann.

Die Lähmung der Schweine ist ein Zustand, welcher durch Erkältung entsteht. Die Krankheit hat ihren Sitz in der Hinterfüße sind unbrauchbar, und erkrankte Tiere nicht in der Lage, sich zu erheben. Die Krankheit führt zum Tode, aber die damit behafteten Tiere nicht. Gewöhnlich werden allerlei dagegen angeraten, die aber wenig gegen wird in neuerer Zeit Wasser verwendet. Die Tiere werden flach mit Brunnenwasser begossen, wobei die die Erzielung eines recht kräftigen Zustandes. Darauf kommt das Tier auf seine Füße mit Säden und frischem Heu zugeben, es, auf diese Weise Schweine hervorgeht gewöhnlich Besserung oder ganz ein. Noch besser aber ist es, die Kräfte zu verhüten, was durch warmen und Vermeidung von Zugluft geschieht, muß man dafür sorgen, daß der Boden stets trocken und warm ist.

Nachwals die Ziegenzucht. Seit steht der deutsche Ziegenbestand nur zu sehen zweieinhalb bis dreieinhalb Stüd bewegenden Zahl fest gegen Großmilchvieh. Von den dreieinhalb Ziegen können wir drei Millionen als mit Einschluß tragender Erstlinge an der Vermehrung des Großmilchvieh in erster Linie die vermehrte Schlachtieren mit beteiligt. Für die Zählungen des Kleinmilchviehs die Zahl der Schlachttiere um so aus, als die Lämmer, im Frühjahr zum Zeitpunkt einer Zählung schlachtet sind; nur soweit die Lämmer werden sollen, sind sie unter den in den bedekt mitgezählt. „Hier haben wir in der „Deutschen Schlacht- und Vieh- eine der Hinderungen für die Ziegenbestandes, die wir beseitigen müssen eine größere Anzahl Lämmer zum vollen Schlachtgewicht aufziehen früher jahrelang im Herbst ein paar gelauft und im Ziegenfall mit Nüben, Karotten, Kohl- und sonstigen abfallen neben dem Erbs- und aus dem Garten, Stroh und im Laufe des Winters geschlachtet, neben dem zu allen Gemüsegewächsen Fleisch eine nicht zu unterschätzende fett (Falg). Jetzt dienen ein paar (verschnittene junge Böckchen) den und ich habe für meine Person eine für die Vermehrung des Ziegenzucht fertig. Jeder Ziegenbesitzer tue billigt die Haushaltungsführung, und Jahre werden wir den deutschen zugenommen leben.“

Eier aufzubewahren. Mit Frühling und dem Eintritt wärmer beginnen die Hühner wieder ihre Tätigkeit des Eierlegens. Damit auf das Eintreten der Eierpreise rechnen Hausfrauen daran denken können einzukaufen. Das lohnt aber die Eier aufzubewahren versucht nach Versicherung eines Erfahrenen sich zuverlässiges Verfahren, zu fache und das billigste. Es ist sehr sauber gewaschen werden nicht der geringste Schmutz darauf denn das sind die Stellen, wo ersten einlegt. Dann untersucht, ob die Schale nirgendwo durchschädigt ist. Solche Eier können nicht halten. Man löse nun in einen Raffelöffel übermangansäure

solange untrübt, bis das Wasser diese Farbe angenommen hat. In diese Flüssigkeit legt man sorgfältig ein Ei nach dem anderen, jedoch nur solche, daß die Flüssigkeit darüber steht. Nach fünfviertel Stunden werden die Eier vorsichtig herausgenommen, mit reinem Tuch abgetrocknet, jedes Ei einzeln in weiches reines Papier gewickelt und so in Kiste, Karton oder Korb gelegt. Diese wird in trockenen, frostfreien Ort gestellt, der nicht dem direkten Sonnenlicht ausgesetzt ist. Die Eier auf Stroh oder Häfchen zu legen, empfiehlt sich nicht, weil sie dadurch leicht der Zeit einen Strohgeschmack annehmen. Es bedient sich am besten zur Lagerung der Eier das Kompostierungsverfahren mit Kalkmilch. — Das Kompostierungsverfahren mit Kalkmilch, das sich, wie der „Landwirtschaftliche Dienst für Ernährungsfragen“ bemerkt, auch dreißigjährigen Praxis bewährt hat, hat einen Schönheitsfehler, daß die Schale der Eier eine bräunliche Farbe annimmt. Im übrigen ist das aber auf den Wohlgeschmack der Eier von Einfluß, wie es z. B. in Wasserglas oder in Gips zu sein pflegt. Es kommt manchmal vor, daß das eine oder das andere Ei an der Schale weiße Flecken behält. Diese sollte man sofort verbrauchen.

Krankheiten, wie Sederich, Adersens, Disteln, Kalkmilch u. a., nehmen in Hafer und Gerste überhand und schaden dem Landwirt sehr durch Verminderung seiner Ernte. Die Ursache ist deshalb mit allen Mitteln zu beseitigen, von denen es zum Glück auch Auswahl gibt. Unter anderen solche von chemischer Art. Besonders auf die gute Wirkung von Natriumkarbonat (Sondermarke 1 ohne Zusatz von Kieselgur) hat man sich schon vielfach (Sondermarke 1 ohne Zusatz von Kieselgur) hingewiesen. Einigen Jahren erprobt wurde in der That, daß dieser Kalkmilch im Frühjahr, April und Mai, morgens von vier bis sechs Uhr auf den Morgen gestreut wird, und abends im Morgen im Tau, wenn sonnig, in Aussicht steht. Die genannten Unkräuter sind in dieser Zeit noch jung, zart und weich, haben dann erst wenige, vier bis fünf Blätter. Die aus dem Kalkmilch entstehende Salzlösung vertragen sie nicht, welken und sterben ab.

schmackhaftes Gericht von wilden Rüben. Das Kaninchen wird abgezogen, geputzt und in Stücke gehackt. Dann legt man es in ein zweites Gefäß mit Wasser; darauf 25 g gedünsteter Speck in Würfel gehackt, desgleichen zwei mittelgroße Zwiebeln, eingelegt gute Butter zerlassen, Pfeffer, Salz und ein Lorbeerblatt hinzugefügt, aufkochen lassen. Wildbret in kochendem Wasser zugelegt, ein paar Minuten kochen lassen. Dann mit dem Kaninchen etwa zwei bis drei Stunden im mäßigen Feuer dämpfen, so lange, bis das Fleisch leicht von den Knochen abfällt. Man achte darauf, daß der Topf, in dem das Kaninchen dünstet, einen recht festen, feuerfesten Deckel hat, der den Dampf abhält. Man kann auch ein Stück Leinwand über den Topf legen, das man nun im Fett über dem eigenen Saft einige Zeit dämpfen läßt, erucht man zu seiner großen Überraschung sehen, daß die vorher große Menge Fleisch zu einem kleinen Bruchteil geworden ist. Wenn die Brühe ziemlich dick geworden ist, fällt man mit Wasser nach. Ist das Fleisch weich, gibt man eine gute Portion Salz und eine gute Prise Pfeffer. Unter dem Kaninchen weich sind, macht man das Fleisch mit etwas Mehl sämig — nicht zu steif, sondern schön saftig sein.

Der Sonig. Als Brotzusatz wird jetzt der künstliche Sonig, den man überall zu

kaufen bekommt, verwendet. Wenn aber diese Backen nicht zugänglich sind, der kann sich sehr leicht solchen künstlichen Honig selbst folgendermaßen herstellen: Man läßt einen Liter Buttermilch, zwei Pfund feinen Zucker und eine halbe Stange Vanille ununterbrochen zwei Stunden kochen, muß jedoch die Masse häufig untrüben, damit sie nicht anbrennt. Die weiße Flüssigkeit färbt sich allmählich immer gelber und bekommt schließlich eine etwas dunklere Farbe als der echte Blütenhonig. Der Geschmack ist dem Honig recht ähnlich, und von Kindern wird diese Masse als Brotzusatz sehr gern gegessen. Sollte der Vanillengeschmack nicht beliebt sein, so kann man ohne weiteres die Vanille fortlassen oder das zugefügte Quantum verringern. In Haushaltungen, wo Buttermilch häufig vorkommt, ist, wird man das billige Rezept zur Herstellung des falschen Honigs gewiß mit Freude begrüßen.

Frage und Antwort.
Ein Ratgeber für jedermann.

Da der Druck der hohen Auflage unseres Blattes sehr lange Zeit erfordert, so hat die Fragebeantwortung für den Leser nur noch, wenn sie brieflich erfolgt. Es werden daher auch nur Fragen beantwortet, denen 20 Pf. in Briefmarken beigelegt sind. Dafür findet dann aber auch jede Frage direkte Berücksichtigung. Die allgemein interessierenden Fragestellungen werden außerdem hier abgedruckt. Anonyme Zuschriften werden grundsätzlich nicht beachtet.

Frage Nr. 74. Unter meinen Hühnern herrscht seit längerer Zeit eine Krankheit, die trotz aller Mühe nicht weichen will. Sie bekommen einen schmutzig aussehenden Kamm, haben meist Durchfall, und häufig ist der Kot blutig. Sie fressen wenig und geben häufig schrille Töne von sich; nach acht bis vierzehn Tagen gehen sie ein. Der Tierarzt erklärte, die Tiere hätten Pils, und gab mir Mittel, die aber nicht halfen. D. M. in S.

Antwort: Zweifellos leiden Ihre Hühner an Pils, einer Krankheit, die von den pfeifenden Tönen, die sie von sich geben, ihren Namen führt und durch Entzündung hervorgerufen wird. Sie tritt bald in leichterer Form als eine Art Schnupfen auf, bei dem nur die Nasenlöcher durch Schleim sich verstopfen, bald aber in schwererer Form, indem sie sich weiter auf die übrigen Atmungsorgane, namentlich Kehlkopf und Lunge, verbreiten, in welchen Fällen die Heilungsversuche vielfach fehlschlagen, während bei leichter Erkrankung diese meist schon durch Warmhalten beseitigt wird. Bei Ihren Tieren scheint bereits schwere Erkrankung eingetreten zu sein. Wenn sie noch zu retten sind, so kann dies dadurch geschehen, daß Sie dieselben warm halten, vor allem vor Kälte und Zugluft bewahren und dem Trinkwasser etwas doppeltkohlensaures Natron oder Karlsbader Salz zusetzen.

Dr. B.

Frage Nr. 75. Ein drei Monate altes Ferkel schneuert und reibt sich an allen Gegenständen, an die es herankommen kann. Hinter den Ohren sieht es rostgelb aus, auf dem Rücken hat es rostfarbene runde Flecke, die wie Schuppen aussehen, aber nicht abgehen. Das Tier frist gut, bevorzugt aber dieses Futter. Ich füttere Kartoffeln, saure Milch, Molken, gebräute Roggenkleie und Gerstenschrot, auch bekommt das Tier Futterkaffee. Was ist gegen den Juckreiz zu tun? Ich habe es täglich tüchtig gebürstet.

A. B. in B.

Antwort: Das Schwein leidet anscheinend an einem Ekzem, die Anlage hierzu kann erblich sein, sonst tritt die Krankheit mitunter auf infolge plötzlichen Futterwechsels. An Ihrer Fütterung ist nichts auszusetzen; geben Sie dem Tier aber das Futter nicht als dünnen Trank, sondern mit wenig Wasser zu einem steifen Brei angerührt. Jeder weitere Hautreiz, also vor allem das Bürsten, ist zu unterlassen. Bestreichen Sie die erkrankten Hautstellen mit Schwefelsalbe (aus präzipitiertem Schwefel) 1:10. Bilden sich dann härtere Vorken, so leistet, um die sich bildende Oberhaut geschmeidig zu machen, Glycerinsalbe gute Dienste.

Frage Nr. 76. Mein reindrüssiger, weißer, ungefähr 2½ Jahre alter Spitz ist ein fehlerfreies, schönes Tier, nur seine Nase, die früher tiefschwarz war, ist im letzten Jahre ganz blaß, beinahe weiß geworden, was die Schönheit des Kopfes sehr beeinträchtigt. Wie ist das Übel entstanden und wissen Sie ein Mittel, der Nase ihre natürliche Farbe wiedergeben?

A. U. in M.-Gl.

Antwort: Ein Abbläuen der Nasenfarbe kommt bei weißen Hunden im Alter von etwa einem Jahre aus unbekannten Ursachen häufiger vor. Ein Mittel dagegen gibt es nicht. In vielen

Fällen wird aber die Nasenfarbe allmählich von selbst wieder tiefschwarz.

Dr. H.

Frage Nr. 77. Ich habe eine Kuh, welche in einem Vierteljahr zum zweiten Male kalben soll. Das Tier hat seit kurzer Zeit ein keises Bein bekommen (linkes Hinterbein), so daß ihm das Aufstehen und Herumtreten sehr schwer wird; es sieht so aus, als wenn die Kuh das Bein gar nicht von der Erde wegbringt, auch knaut es ihr in der Hüfte. Wiederholt kommt es aber vor, daß sie gar nicht lahmt. Die Kuh ist den ganzen Sommer auf Weide gegangen. Ich füttere jetzt Weiden mit Häfchen und Waldwiesenheu. Könnte letzteres daran schuld sein? Wird die Lahmheit auch Einfluß auf die Fruchtbarkeit haben?

A. H. in Sch.

Antwort: Ohne genaue Untersuchung der Kuh ist der Grund der Lahmheit schwer anzugeben. Da das Tier mitunter nicht lahmt, so ist anzunehmen, daß ein Bruch, Verletzung oder Dehnung eines Bandes usw. nicht vorliegt, denn sonst müßte die Lahmheit stets vorhanden sein. Das Knaben in den Gelenken deutet eher auf Muskelrheumatismus hin. Im Futter ist die Ursache der Lahmheit sicher nicht zu suchen, ebenso wenig hat letzteres Einfluß auf das bevorstehende Kalben. Wenn es sich um ein gutes Zuchtstier handelt, so befragen Sie bald einen Tierarzt. Wollen Sie letzteres nicht, so können Sie versuchen, das Leiden des Tieres durch Eingeben von 75 g salzsaurem Natron, mit 200 g Altemurpulver und Wasser zur Latwerge gemacht, zu lindern. Letztere ist in dreistündigen Gaben an einem Tage zu verbrauchen.

B.

Frage Nr. 78. Eine zweijährige Italiener Henne kann seit mehreren Tagen nicht laufen; das eine Bein war blau wie von einem Wurf oder Tritt, obwohl nichts gebrochen zu sein scheint. Wir haben Umschläge mit Karbolsäure, dann mit essigsaurem Zinnoxid und zuletzt mit Arnica gemacht, aber nichts hat geholfen; das Blaue ist vergangen, aber sie kann jetzt auf keinem Beine mehr stehen. Vermutlich ist es Reiben, denn es schien ihr gut zu behagen, als wir sie in einem strohgefüllten Korb in die Nähe des Ofens setzten. Gibt es ein Mittel dagegen, oder ist es besser, die Henne zu schlachten?

F. S. in C.

Antwort: Wenn es sich bloß um das eine Bein handelte, so würden wir annehmen, daß ein Schlag oder Wurf die Ursache des Übels sei; da aber auch das andere Bein in Mitleidenschaft gezogen ist, werden Sie wohl mit Ihrer Vermutung recht haben, daß die Henne an Reiben oder Rheumatismus leidet. Dagegen hilft nur Wärme; lassen Sie daher die Henne, so lange sie gut frist und sonst munter ist, in dem warmen Raume, und geben Sie ihr täglich 0,2 g salzsaures Natron ein, das Sie in Weißbrotkrumen zu einer kleinen Pille formen können. Sollte aber im Verlaufe einer Woche sich keine Besserung einstellen, dann ist auf Euthanasie faum zu rechnen und die Henne am besten zu schlachten.

Dr. B.

Frage Nr. 79. Eine meiner einjährigen Orpingtonhennen steht seit zehn Tagen traurig umher und frist und trinkt fast nichts, Kamm und Kehlkopf sind ganz weiß, der Kot dünn und weiß wie Kalk. Kann es Tuberkulose sein? Ich halte sie warm und gab ihr etwas Reis, Pfefferminztee, Eisenbitriol usw. Kann das Fressen von vielen großen Regenwürmern schuld sein? Ein gleichaltriges Huhn, das schon 20 Eier gelegt hat, verliert seit acht Tagen alle Federn unter dem Bauch, Federkrankheit finde ich nicht.

M. S. in R.

Antwort: Was zunächst die letztere Henne betrifft, so vermute ich, daß sich keine Krankheitserscheinungen zeigen, namentlich nichts auf eine Federkrankheit schließen läßt, daß bereits die ersten Anzeichen der bald erwachenden Brutlust sich bemerkbar machen, die bei Orpington manchmal schon nach dem Legen von nur wenigen Eiern sich einstellt. Die Erscheinungen bei der anderen Henne lassen auf eine Störung der Verdauung schließen, die möglicherweise durch das Fressen von zu vielen Regenwürmern verursacht ist. Tuberkulose ist an lebenden Hühnern sehr schwer festzustellen; es läßt sich ebenso wenig aus den Anzeichen auf das Vorhandensein noch auf das Nichtvorhandensein schließen. Viele Mittel anzuwenden, wie Sie es gemacht haben, ist verfehlt, obwohl jedes einzelne derselben in gewissen Fällen gut ist. Zunächst ist es ratsam, durch eine Gabe Nigamsöl die Verdauungsorgane zu leeren, dann nur leichtverdauliches Futter zu geben und so das Tier wieder zu Kräften zu bringen. Mögt dies nicht, so raten wir, es zu schlachten.

Dr. B.

